

weder die Zeit noch die Möglichkeit, bei jedem neuen Mittel, das sich ihm aufdrängt, eine genaue Prüfung auf Wert und Vertrauenswürdigkeit vorzunehmen. Er hat aber das Bestreben, das wirklich Gute seinen Patienten zu verordnen und sie mit Minderwertigem und Schwindelhaftem zu verschonen. Deshalb wird von ärztlicher Seite immer dringender die Forderung erhoben, es mögen von maßgebender Seite entsprechende Richtlinien oder Listen ausgearbeitet werden. Ärztliche Organisationen, Krankenkassen und Behörden haben Versuche unternommen, eine Besserung zu schaffen, sie wollen die Erzeugung und Verwendung guter, neuer Heilmittel und Spezialitäten begünstigen und die schlechten und überflüssigen unterdrücken. Aber gerade in der Unterscheidung zwischen gut und schlecht liegt die große Schwierigkeit. In Ländern mit einer hochentwickelten Arzneiindustrie spielen dabei wirtschaftliche Interessen eine so große Rolle, daß sie bei einer behördlichen Regelung des Spezialitätenwesens Berücksichtigung erzwingen. Denn naturgemäß sträubt sich die Industrie gegen behördliche Einschränkungen. Dies ist mit ein Grund dafür, daß in Deutschland trotz vieler Verhandlungen noch keine gesetzliche Regelung erzielt wurde. In Österreich und einzelnen andern Ländern ist die Erzeugung und der Verkehr mit Arzneispezialitäten gesetzlich geregelt. Alle als Spezialitäten zu betrachtenden Heilmittel sind in Österreich bei der Behörde zur Anmeldung zu bringen. Dort wird das Präparat einer eingehenden fachtechnischen Untersuchung in pharmazeutisch-chemischer und gegebenenfalls in pharmakologischer Hinsicht unterworfen. Auf Grund dieser Überprüfung wird die Spezialität entweder zugelassen oder abgewiesen. Im ersteren Falle erhält sie eine amtliche Registrierungsnummer und wird in das Verzeichnis der registrierten Spezialitäten eingetragen. Dadurch hat der Arzt doch einen gewissen Anhaltspunkt und ist vor ganz minderwertigen Spezialitäten geschützt. In den österreichischen Apotheken dürfen nur die amtlich zugelassenen Spezialitäten vorrätig gehalten werden.

Die Frage nach dem Vertrauen zur Arznei berührt ein schwieriges Problem, dessen Lösung oder erschöpfende Behandlung im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich ist. Es konnte nur versucht werden, einzelne wichtige Gruppen von Heilmitteln hervorzuheben und an Hand von Beispielen einige allgemeine Gesichtspunkte für die Beurteilung zu besprechen.

Die Wirrnis unserer Literaturwissenschaft

Von Jakob Overmans S. J.

Wer von dem Einflusse vielgelesener dichterischer Werke auf das Leben des ganzen Volkes überzeugt ist, dem kann auch der mehr als literarische Streit nicht gleichgültig sein, der seit Jahren zwischen den Vertretern der Literaturwissenschaft hin und her wogt. Denn von den Universitäten dringen die verschiedenen und verwirrenden Ansichten über die rechte Stellung zu unserem dichterischen Besitz und zu künstlerischen

Werten überhaupt in höhere und niedere Schulen und von da in alle Kreise. Je nach dem die eine oder die andere Richtung der Literaturwissenschaft das Übergewicht erlangt, wird die Jugend in den vielen Stunden, die heute dem Deutschunterricht gewidmet sind, mehr zu metaphysischer oder mehr zu ästhetischer Betrachtungsweise erzogen, wird sie in der deutschen Dichtung schlechthin den Ausdruck oder nur einen Ausdruck des deutschen Geistes neben andern teilweise noch wichtigeren erblicken lernen, wird sie mehr zum Dienste der Wahrheit oder mehr zum Genusse der Schönheit, mehr zu geduldiger Kleinarbeit mit Gefahr der Verengung oder mehr zu umspannenden Weitblicken mit Gefahr der Phantasterei neigen.

Die Verwirrung ist noch immer so groß, daß der Wiener Landesschulinspektor Dr. Benda in dem von Hofstaetter und Peters herausgegebenen „Sachwörterbuch der Deutschkunde“ (Leipzig 1930 f.) schreibt: „Irgend eine Übereinstimmung aber wurde bisher nicht einmal in den Grundfragen erzielt; Wesen, Voraussetzungen und Aufgaben, Arbeitsgebiet und Arbeitsweise der Literaturforschung sind durchaus strittig“ (II 746). Infolgedessen mußte sich auch der Züricher Germanist Emil Ermatinger in dem von ihm herausgegebenen Sammelwerke¹ darauf beschränken, statt einer in sich geschlossenen und wenigstens in der Hauptsache gemeingültigen Darstellung des heutigen Standes der Literaturwissenschaft eine Anzahl verschiedenen gerichteter Fachgenossen zu den wichtigsten Fragen sprechen zu lassen. So lehrreich und überaus dankenswert das an sich ist, so verzweifelt klingt die Klage des Vorwortes (S. VI): „Die Lage der deutschen Literaturwissenschaft ist gegenwärtig so verworren wie noch nie, seitdem es einen solchen Begriff gibt; in ihrer Vielgespaltenheit spiegelt sich die Zerrissenheit des ganzen geistigen und politisch-wirtschaftlichen Lebens.“ Man verstehe oft einander nicht mehr, und „sogar über die einfachsten logischen Grundsätze des literarischen Urteils“ herrsche eine Unsicherheit, die schlecht zu einer Zeit passe, „in der das Wort ‚Philosophie‘ beständig auf den Lippen aller irgendwie am geistigen Leben Beteiligten zu schweben scheint“. Obgleich der Streit in Deutschland am ärgsten tobt, hat er auch in andere Länder Europas und Amerikas übergegriffen. Die im Jahre 1928 gegründete „Commission Internationale d'Histoire Littéraire Moderne“ hielt vom 21. bis zum 24. Mai 1931 in Budapest ihren ersten Kongreß, um auf diese Weise eine gemeinsame methodische Grundlage zu schaffen. Aus einem Dutzend Ländern kamen einige vierzig Gelehrte, sprachen sich in Vorträgen und Diskussionen oft sehr lebhaft aus und mußten am Schlusse feststellen, daß auch dieser Einigungsversuch gescheitert war.

Natürlich hat eine allgemeine Zeitschrift nicht die Aufgabe, sich an eine abschließende Entwirrung so schwieriger Dinge zu wagen. Einen fachwissenschaftlichen Beitrag zur Klärung einiger der noch am wenigsten erforschten Punkte habe ich während meiner Lehrtätigkeit an der Kaiserlichen Universität in Tokio in den Veröffentlichungen des deutschen Seminars dieser Universität gegeben (Doitsu Bungaku II [Tokio 1927] S. 1 bis 30). Hier aber kann es sich nur darum handeln, die Gegensätze, deren

¹ Philosophie der Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Emil Ermatinger. 80 (X u. 478 S.) Berlin 1930, Junker & Dünhaupt. M 26.—

Tragweite über das Fachgebiet hinausreicht, deutlich zu kennzeichnen, ihre schwachen und starken Stellen zu beleuchten und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit für eine Frage wecken zu helfen, die durchaus nicht bloß die Wissenschaft angeht.

Schon aus dem Worte „Literaturwissenschaft“ schien lange Zeit Feindschaft gegen „Literaturgeschichte“ zu klingen, eine Feindschaft, die dann von philologisch gerichteten Literaturgeschichtlern wie Gustav Roethe durch Ächtung des neuen Ausdrucks hitzig erwidert wurde. An sich hätte es ja nahegelegen, alle Wissenschaften, die sich mit der Literatur befassen, also außer der Literaturgeschichte mindestens noch die Poetik und die Lehre von der literarischen Kritik, unter dem Namen „Literaturwissenschaft“ friedlich zu vereinen. Das ist denn auch soweit erreicht worden, daß z. B. Lempicki im „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“ von Merker und Stammeler (Berlin 1926 ff., II 280) schreiben konnte, das ehemals umstrittene Wort „Literaturwissenschaft“ habe sich „zur Bezeichnung jeglicher Form der Literaturbetrachtung eingebürgert“. Ebenso sagt Benda an der schon genannten Stelle des „Sachwörterbuches der Deutschkunde“ (II 746), der Ausdruck präge sich „neuestens immer mehr als der ... übergeordnete Begriff“ aus, unter dem man Literaturgeschichte und systematische Dichtungslehre zusammenfasse.

Was man aber unter „Literaturgeschichte“ verstehen will, darüber hat man sich noch durchaus nicht geeinigt, selbst wenn man vom Inhalt des Begriffes „Literatur“, über den später noch zu sprechen sein wird, einstweilen absieht. Man könnte es von vornherein für selbstverständlich halten, daß Literaturgeschichte im System der Wissenschaften bei der Geschichte unterzubringen sei. Doch diese Auffassung verwirft eine ganze Reihe jüngerer Gelehrter. Als ihr Wortführer schreibt z. B. Cysarz in seinem Beitrag zu Ermatingers „Philosophie der Literaturwissenschaft“ (106): „Die Literaturgeschichte ist vorab keine Enklave der Weltgeschichte — als solche bliebe sie nur eine armselige Winkelwissenschaft. Sie ist die Totalrenaissance, fortzeugend-fortgebärende Urstend, sämtlicher schöpferischer, sprachschöpferischer Akte deutschen Geistes.“ Diese Akte seien „ganz, ohne Schlacke des Ich und des Jetzt, zu Gebild geworden“; deshalb sei die geschichtliche Frage, „wie es denn eigentlich gewesen ist“, hier nicht am Platze: „wir erfahren ja unmittelbar, wie es ist“ (107). Für die „Wesenssicht“ laute die Frage: was? und nicht: warum? Nach dem Warum könne man ja ohne Ende weiterfragen (110).

Darauf ist wohl vor allem zu erwidern, daß es bei einer ernsthaften Untersuchung des Wesens der Literaturgeschichte ohne Belang sein muß, ob sie sich als „armselige Winkelwissenschaft“ herausstellt oder als etwas Besseres. Es gilt zu erkennen, was ist, nicht, was man möchte. Und ist es denn armseliger, den Ursprüngen der „sprachschöpferischen Akte deutschen Geistes“ nachzugehen, als den Ursprüngen deutscher Staatenbildung, deutschen Wirtschaftslebens oder deutschen Philosophierens? Nicht bloß, wie es gewesen, auch wie es geworden ist, fragt ja die Geschichte, und jede tiefer dringende Wissenschaft muß bekanntlich das Warum erforschen.

Daraus ergibt sich für die Literaturgeschichte durchaus kein endloses Zurückgehen auf ein immer neues Warum; wenn sie z. B. als eine der Ursachen des dichterischen Naturalismus die soziale Umschichtung erkannt hat, überläßt sie die Frage nach der Entstehung dieser Umschichtung ruhig der Sozialgeschichte. Und obgleich wir, wenn ein dichterisches Werk aus früherer Zeit vor uns liegt, unmittelbar erfahren können, „wie es ist“, dürfen wir uns, wie der Frankfurter Germanist Schultz in seiner abgeklärten und weitherzigen Untersuchung dieser Fragen² mit Recht bemerkt, „der Aufgabe nicht begeben, Sein aus dem Werden zu erkennen“ (116), schon deshalb nicht, weil wir sonst nicht einmal annähernd beurteilen können, welche Leistung das Werk für seine Zeit darstellt. Aus der damaligen Leistung, nicht aus dem, was sie uns bedeutet, begreifen wir ein Stück dichterischer Vergangenheit, und wenn wir so weiterschreitend erforschen, wie alle früheren Dichtungen bis auf unsere Tage gewesen und geworden sind, verstehen wir die Geschichte der dichterischen Gestaltungskraft und sehen ein Schauspiel, so menschlich groß, daß es wahrhaftig der Forschermühe wert ist. In diesem Sinne ist die Aufspürung und Darstellung der dichterischen Entwicklung eines Volkes ohne Zweifel eine in sich geschlossene wissenschaftliche Aufgabe und als „Literaturgeschichte“ ebensogut Geschichte wie irgend ein anderer Teil der geschichtlichen Wissenschaften.

Wesentlich verschieden von dieser Aufgabe, also nicht „Literaturgeschichte“, ist die von Cysarz und manchen andern vor, neben und nach ihm gewählte Zielsetzung gegenüber einem dichterischen Werke, „unmittelbar“ auszusagen, „wie es ist“. Diese Zielsetzung ist ebenso berechtigt, man kennt sie auch seit Jahrtausenden, aber man hat gut daran getan, sie in das System der Wissenschaften nicht als Geschichte, sondern als Kritik einzureihen. Viel bedauerlicher Streit wäre vermieden worden, wenn man in Theorie und Praxis den Unterschied zwischen der vorwiegend auf ästhetische Werturteile eingestellten Literaturkritik und der vorwiegend auf objektive Tatsachenurteile eingestellten Literaturgeschichte nicht immer wieder verwischt hätte. Man dürfte diesen Unterschied selbst dann nicht leugnen, wenn man sich entschlösse, beiden Aufgaben zugleich gerecht zu werden. Wie schwer das freilich ist, sieht man sogar an dem reifen Werke eines so überlegenen Meisters wie Oskar Walzel³. Mit größtem Nutzen und oft mit Entzücken liest man die Fülle von fein charakterisierenden Einzelbemerkungen, die seinem für Gedanken und Formen gleich offenen Blicke von allen Seiten zuströmen, aber man kann sich doch nicht verhehlen, daß eine so ausführliche ästhetische Betrachtung die Aufmerksamkeit vom Gesamtverlauf der literaturgeschichtlichen Entwicklung zu sehr ablenkt.

² Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte. Ein Gespräch von Franz Schultz. 8^o (144 S.) Frankfurt a. M. 1929, Diesterweg. M 4.30

³ Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart. Von Oskar Walzel. Erster Band. 4^o (370 S.) Mit vielen, teils farbigen Abbildungen auf Tafeln und im Text. Wildpark-Potsdam 1930, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Das Werk gehört zu dem vielbändigen, von Walzel herausgegebenen „Handbuch der Literaturwissenschaft“.

Namentlich in Frankreich hat der Methodenstreit seine Hauptursache darin, daß man Literaturgeschichte und Literaturkritik nicht klar trennt und den Kampf außerdem durch verschiedene Bewertung von Wahrheit und Schönheit aus der reinen Wissenschaft in die praktische Hochschulpädagogik trägt. So meinte Bernard Fay, Professor an der Universität Clermont-Ferrand, in „The Romanic Review“ (Neuyork 1928, Bd. 19, S. 99—114), was immer es um die Wahrheit der Literaturgeschichte sei, auf der Universität müsse die Beschäftigung mit der Literatur ein anderes, höheres Ziel haben: den Sinn für das Schöne. „Machen wir uns frei und lehren wir unsere Studierenden, mit mutiger Klarheit und sicherem Geschmack das wagen, was ungewiß, gefährlich und schön ist. Sie müssen wieder Gefühl für Werte haben, die man nicht beweisen, aber entdecken, anerkennen, schätzen und schaffen kann. Sie werden sterben wie wir, und eines Tages wird von all unserem Tun nichts mehr übrig sein; aber dann sollen sie es uns danken, daß sie echte, menschliche Persönlichkeiten und nicht Rechenmaschinen gewesen sind“ (114). Darauf antwortete noch im selben Bande (S. 324 bis 327) Professor Daniel Mornet von der Universität Paris, obgleich die literarische Kritik auf der Hochschule selbstverständlich ihren Platz haben müsse, könne ein wissenschaftliches Werk sich mit der geschichtlichen Feststellung literarischer Tatsachen begnügen. Die Erziehung zum Sinn für Wahrheit sei mindestens ebenso wichtig und ebenso schwierig wie die Erziehung zum Sinn für Schönheit. „Arme Wahrheit, sagt Fay mit Pascal und vielen andern; man kann sie nach allen Richtungen drehen und jedes neue Geschlecht stürzt sie um! Das ist wohl möglich. Aber ich glaube, daß die wesentliche Aufgabe unseres Hochschulunterrichts darin besteht, in den so leicht von Leidenschaft und Ungerechtigkeit beherrschten Seelen das Verlangen nach einer allgemeingültigen und unveränderlichen Wahrheit zu nähren, die man sich in langer und geduldiger Arbeit erringt und für die man wenigstens einen Augenblick sich selber, das Stolze und Wohlge eigener Neigungen oder Vorurteile, ja liebgewordener Lebensanschauungen opfert“ (327)⁴.

Dieselbe philosophische Unsicherheit gegenüber der Wahrheitsfrage erschwert auch den deutschen Methodikern die Verständigung. Cysarz erklärt in dem vorhin angeführten Aufsatz (115) die Auslegung eines dichterischen Werkes für „die wahrheits- und wirklichkeitsstärkste, die ein Höchstmaß individueller Vielheit, singulärer Eigenschaften und Gestalten einem Höchstmaß vereinheitlichender Sinn- und Bildzusammenhänge einsetzt“. Daran ist, wenn man die Stelle in ihrem Zusammenhang liest, wenigstens so viel klar, daß nach Cysarz der eigentliche Sinn einer Dichtung nicht vom Ausdruckswillen und von der Ausdrucksfähigkeit des Dichters abhängt, sondern erst durch den „auswertenden“ Kritiker in das Werk hineingelegt wird. Man begreift, daß Benda in seiner Übersicht über die Richtungen der Literaturwissenschaft schreiben kann, für Cysarz sei

⁴ Von andern außerdeutschen Beiträgen zur Klärung der Streitfrage verdienen Beachtung: M. Dragomirescu, *La science de la littérature*, Paris 1928. B. Suchodolski, *Pozytywizm i idealizm w badaniach literackich*, Warschau 1928. W. Zyrmskij, *Woprosy teorji literatury*, Leningrad 1928.

Dichtungsgeschichte sozusagen Geschichtsdichtung (Sachwörterbuch der Deutschkunde II 747). Ebenso sagt Ermatinger selber (355), in den Geisteswissenschaften sei die Wahrheit „Neuschaffung von als richtig festgestellten Tatsachen zum ideell geformten Gebäude eines Weltbildes“. Und in demselben Sammelwerke (392, Anmerkung) wendet Nadler sich gegen „den viel weiter zielenden Satz Ermatingers, daß die Wirklichkeit unerkennbar sei, weil die Welt eine Schöpfung des menschlichen Ich sei“. Kein Wunder, daß gegen Arbeiten, die auf solchen, auch in Bertrams „Nietzsche“ (Berlin 1918) verkörperten, Anschauungen ruhen, der von Schultz in seiner oben angeführten Schrift mit Worten Rudolf Ungers erhobene Vorwurf einer „willkürlichen Stilisierung und subjektivistischen Verflüchtigung des Geschichtlichen und seines geistigen Gehaltes in vermeintlich künstlerischer Gestaltung und Schau“ (80) überall da Widerhall findet, wo man überzeugt ist, daß unser Geist die Wahrheit, die er erkennt und immer genauer erforschen kann, nicht schafft, sondern entdeckt. Daher die von Schultz (13 18 81) festgestellte neueste „Rückwendung zu einer positivistisch-philologischen, rationalisierenden Methode“, die den Ausspruch von Ernst Troeltsch bestätige, daß man, „wenn man den mühsam errungenen kritischen Rationalismus, das philologische Element, die empirische Exaktheit und nüchterne Kausalitätsforschung einfach preisgeben wollte, alles das wieder erarbeiten müßte oder aber in einer erst geistreichen und dann verworrenen Barbarei versänke“ (91 f.). Genau so hat 1925 Konrad Burdach sich im „Euphorion“ (XXVI 340 f.) geäußert.

Allerdings meint Friso Melzer⁵, solche Einwände gingen von einer „geistig überwundenen Stufe der Erkenntnis“ aus (64). Alle menschlichen Bemühungen um Erkenntnis geistesgeschichtlicher Vorgänge hätten sich als vergeblich erwiesen, nur „Gott Selber als Grund und Halt“ könne das Verständnis in uns wirken (151). Melzers „neuer Weg“ zu echt „evangelischer Literaturwissenschaft“ (123) ist die bewußte und begeisterte Anwendung der von Karl Heim, Adolf Köberle und andern protestantischen Theologen erkenntnistheoretisch ausgebauten Auffassung vom Heilsglauben auf die Erforschung des dichterischen „Geistes“. Wer diese theologischen Voraussetzungen ablehnt, wird dem wesentlichen Inhalte des Buches nicht zustimmen können, wenn er auch in den Auseinandersetzungen des Verfassers mit einigen führenden Vertretern der deutschen Literaturwissenschaft brauchbare Gedanken findet.

Nicht ganz so unmittelbar an höchste Lebenswerte rührt, wenn von Literaturgeschichte die Rede ist, die Frage nach dem Inhalte des Begriffes „Literatur“. Größte Verschiedenheit der Auffassungen ist auch hier offenkundig. Gustav Ehrismann betrachtet als Gegenstand der deutschen Literaturgeschichte bis zum Abschluß der mittelhochdeutschen Zeit die „in deutscher Sprache abgefaßten literarischen Denkmäler jeglicher Art“ (Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters I,

⁵ Im Ringen um den Geist. Der neue Weg der Literaturwissenschaft. Von Dr. Friso Melzer. (Furche-Studien, 5) 80 (192 S.) Berlin 1931, Furche-Verlag. M 6.—

München 1918 ff., 4). Friedrich Vogt hielt bereits das mittelhochdeutsche Schrifttum für zu umfangreich, als daß die Literaturgeschichte sich hier noch auf die Berücksichtigung rein wissenschaftlicher Werke einlassen könnte (Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur I, 3. Aufl., Berlin 1922, 1). Joseph Nadler behandelt in allen Teilen seiner machtvollen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (2. Aufl., Regensburg 1923 ff.) eine große Zahl nichtdichterischer Werke. Bei den meisten außerdeutschen Völkern wird in die Literaturgeschichte auch der neuesten Zeit alles aufgenommen, was gut geschrieben und nicht ausschließlich für Fachwissenschaftler berechnet ist. „The Cambridge History of English Literature“ spricht in seinen 14 Bänden ebenso von den Folianten mittelalterlicher Scholastiker wie von den bebilderten Jagdbüchern heutiger Sportmänner.

Andererseits kann man sich z. B. in Robert F. Arnolds „Allgemeiner Bücherkunde zur neueren Literaturgeschichte“ (3. Aufl., Berlin 1931) überzeugen, daß in Deutschland eine ganze Reihe von führenden Literaturgeschichten entstanden ist, die sich auf die Dichtung beschränken. Vielleicht wäre die Zahl noch größer, wenn nicht äußere Ursachen eine unge störte innere Entwicklung behindert hätten. Erst vor wenig mehr als hundert Jahren ist ja die Geschichte der neueren Literaturen als Wissenschaft an die Seite der altklassischen Literaturgeschichte getreten, die wegen des verhältnismäßig geringen Bestandes an überlieferten Denkmälern alle griechischen und lateinischen Schriftwerke des Altertums umfaßte. In derselben Art behandelten dann die Germanisten zunächst die deutsche Literatur des Mittelalters, und das blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die Darstellung der neueren deutschen Literaturgeschichte. Dazu kam, daß man auch aus vaterländischen Gründen bei manchen Großen, z. B. bei Lessing, Herder, Goethe, Schiller, höchst ungern die für ihre Gesamtbedeutung wesentlichen nichtdichterischen Werke mit kurzer Erwähnung übergangen hätte.

Stärker wirkten aber wohl andere Überlegungen, deren Fragwürdigkeit auch heute noch nicht überall durchschaut wird. Man meinte, in der deutschen Literatur die beste Quelle zur Erkenntnis des deutschen Geistes zu besitzen und die Ausprägung dieses Geistes in der Dichtung nicht voll verständlich machen zu können, wenn man nicht auch wissenschaftliches Schrifttum in die Literaturgeschichte einbezöge. Dagegen ist nun mit Schultz (44) entschieden festzuhalten, „daß der Satz, die Literatur sei Ausdruck der Gesellschaft, nur sehr bedingt und bei vorsichtigen Unterscheidungen als zutreffend angesehen werden kann. Dieser Satz Bonalds ist so halbwahr wie der Satz Buffons, daß der Stil der Mensch sei“. Ob das, was sich auf den vielen Lebensgebieten eines Volkes regt, gerade in die Dichtung strömt, ob es überhaupt voll und unverfälscht in Schrift oder Rede ausgesprochen wird, hängt von sehr vielen äußern Bedingungen ab, die auch in einem musterhaften Kulturstaate nicht immer verwirklicht sind. Ganz richtig sagt Hugo Bieber⁶: „Religion, Wissenschaft, Politik, Er-

⁶ Der Kampf um die Tradition. Die deutsche Dichtung im europäischen Geistesleben 1830—1880 (Epochen der deutschen Literatur, hrsg. von Julius Zeitler, Bd. 5). 80 (II u. 646 S.) Stuttgart 1928, Metzler. geb. M 20.—

werbstrieb, andere Künste und Betätigungen vielerlei Art haben ebenso oft, wie sie die Entfaltung dichterischer Kräfte begünstigt haben, den Quell für sich in Beschlag genommen“ (12).

Aus der Selbstverständlichkeit, daß eine große Dichtung sich oft ohne Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen oder philosophischen Strömungen ihrer Entstehungszeit nicht erklären läßt, folgt doch nicht, daß auch die Bücher über diese Strömungen zum Gegenstand der Literaturgeschichte gehören! Schon wer sich auf die Darstellung dieser Strömungen selber in einer Literaturgeschichte ausführlich einläßt, hat das Schicksal Biebers zu gewärtigen, dessen von Geschmack und gründlicher Kenntnis zeugende Charakteristiken der dichterischen Werke fast wie Inseln in einem geistesgeschichtlichen Meere schwimmen. Das ist aber schwerlich die Raumverteilung, die einer Geschichte der Literatur entspricht. Gerade die Jüngsten, die sich dieser Wissenschaft zugewandt haben, sind es nach dem Zeugnisse von Schultz (112) bereits müde geworden, „im Reiche der Dichtungsgeschichte nur noch die soziologischen, psychologischen, stammeskundlichen, kunsthistorischen und philosophischen Fremdsprachen zu hören. Sie glauben zu erkennen, daß die Gebiete, die man zur Erhellung der Dichtung herangezogen hat, autonom geworden seien, und daß die Literaturgeschichte nun den ehemaligen Hilfswissenschaften zu dienen habe und von ihnen erdrückt werde.“

Wer in einer Literaturgeschichte nicht nur dichterische, d. h. vorwiegend auf ästhetische Wirkung angelegte Werke behandelt, leistet meistens nutzlose Doppelarbeit. Denn alles andere Schrifttum hat ja ohnehin dem Inhalte nach in irgend einer andern Geschichte, z. B. in der Geschichte der Kunstwissenschaft, der Philosophie, der Religion, der Volkswirtschaft usw., seine notwendige Stelle; die Formseite aber gehört, wenn sie von Belang ist, in die Geschichte des Sprachstils. Jedes dieser Gebiete ist so umfangreich und seine Forschungsmethoden sind in unserer Zeit wissenschaftlicher Differenzierung so durchgebildet, daß seine Geschichte von einem lange mit ihm vertrauten Sonderfachmann selbstverständlich viel zuverlässiger überschaut wird als vom Literaturgeschichtler, der wahrlich schon sehr viel zu tun hat, wenn er mit voller sachlicher und methodischer Kenntnis die Geschichte der Dichtkunst beherrschen will, und der jedenfalls nicht für alle die andern Fächer gründlich vorgebildet sein kann. Es hilft nichts, daß man einwendet, die Geistesgeschichte betrachte, ähnlich wie andere allgemeine Wissenschaften, eine ganze Reihe menschlicher Leistungen, darunter auch die Dichtung, nur unter geistesgeschichtlichem Gesichtspunkte und insofern sei ihre Aufgabe sowohl einheitlich wie der Kraft eines einzigen Forschers angemessen. Zugegeben, aber damit wäre eben auch die Literaturgeschichte nur unter einem einzigen Gesichtspunkte in Angriff genommen, und ihre alte wesentliche Frage, wie sich die Dichtung von ihren Anfängen bis heute nach Inhalt und Form entwickelt hat, fände eine unnötig lückenhafte Antwort.

Die Erfahrung hat diese von vornherein naheliegenden Befürchtungen

weit übertroffen. Schon was Günther Müller bei Korff-Linden⁷ über das Zeitalter der Mystik schreibt, würde man mit größerer Beruhigung als in einer „Literaturgeschichte“ bei einem philosophischen oder theologischen Fachmann lesen, und selbst er müßte sich über mehr als gewöhnliche Vertrautheit mit den mystischen Tatsachen ausweisen können. Immerhin hat man hier in der Geistesschärfe und Gewissenhaftigkeit eines Gelehrten vom Range Günther Müllers alle unter solchen Umständen noch mögliche Bürgschaft. In zu vielen andern Fällen steht man, wie Schultz sich ausdrückt, Leuten gegenüber, „die alle Probleme und Methoden spielend beherrschen, die einen leichten Kopf, eine leichte Feder, aber auch ein leichtes Herz und ein leichtes Gewissen haben“ (9). Ebenso klagt Ermatinger in seinem mehrmals angeführten Sammelwerk (332), „Dichtertum“ habe sich oft „in den logischen, sachlichen und kritischen Ernst der wissenschaftlichen Arbeit“ gemischt, „ungeschultes Denken“ habe durch Verallgemeinerungen den „Anschein philosophischer Tiefe“ erweckt, und das Ergebnis sei „schöngeistiges Reden über die Dinge“ gewesen. Selbst einem so angesehenen und wegen seiner schöpferischen Fähigkeiten mit Recht bewunderten Fachgenossen wie Cysarz hält Schultz vor, sein programmatisches Buch „Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft“ greife ins Leere, weil es allzu maßlos ausgreife: „Der Bogen, den es schlägt, umspannt das gesamte moderne naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Bewußtsein der neueren Menschheit. Das Ergebnis ist ebenfalls ein alles und nichts“ (103). Allerdings fordert Cysarz in seinem Beitrag zu Ermatingers Sammelwerk „überall“ ein Streben nach „hingebendster Treue des Gedächtnisses“, nach „offenster Beziehung jeden Urteils auf dessen Sachunterlagen“ und nach „verwandten Sicherungen mehr“, aber er beweist durch seine eigenen Bücher, wie schwer dieses Bestreben zu verwirklichen ist, wenn man sich in einer Literaturgeschichte nicht bescheiden will, bloß Erforscher und Darsteller des Werdens unserer Dichtung zu sein.

Weit länger und heftiger aber, als über den Gegenstand der Literaturgeschichte und über ihr Verhältnis zur Literaturkritik hat man über ihre Arbeitsmethoden gestritten. Aus den am stärksten hervortretenden Linien der verschiedenen Anschauungen ergeben sich hier drei Arten von Literaturgeschichte: die Geschichte der dichterischen Persönlichkeit, die Geistesgeschichte, die Formgeschichte.

Wo man sich zum Ziele setzt, das dichterische Werk aus der dichterischen Persönlichkeit zu erklären, stützt man sich auf die sehr einleuchtende Voraussetzung, daß alles in der Dichtung deshalb so und nicht anders ist, weil die geistige Persönlichkeit ihres Urhebers, d. h. die Gesamtheit seiner für die Entstehung der Dichtung in Betracht kommenden Fähigkeiten, so und nicht anders war. Selbst wo eine Dichtung unsere einzige Quelle für die Kenntnis der Persönlichkeit ihres Verfassers ist, was ja bei Werken

⁷ Aufriß der deutschen Literaturgeschichte nach neueren Gesichtspunkten. Herausgegeben von H. A. Korff und W. Linden. 8^o (IV u. 218 S.) Leipzig 1930, Teubner. M 6.40. Das der zweiten, unveränderten Auflage (1931) beigegebene Namen- und Sachverzeichnis kann für 40 Pfg. auch allein bezogen werden.

älterer Zeit nicht selten zutrifft, im allgemeinen aber doch Ausnahme bleibt, kann die aus dem ganzen Werke gewonnene Kenntnis des Dichters dunkle Teile der Dichtung aufhellen. Bei der Volksdichtung kommt als geistige Urheberpersönlichkeit mehr das Volk als der einzelne, bei der auf höheren Kulturstufen wichtigeren Kunstdichtung mehr der einzelne als das Volk in Betracht. Aber was immer aus Art und Kultur eines Volkes in den Dichter eingegangen sein mag, ganz läßt sich aus diesen Einflüssen das Werk nicht erklären, weil der künstlerischen Persönlichkeit immer noch ein Spielraum eigener Bestimmung übrig bleibt. Überhaupt muß der Literaturgeschichtler wie jeder, der Werke freier Betätigung zu erforschen hat, zwingende Beweise ursächlicher Verknüpfung sehr oft schuldig bleiben. In den meisten Fällen tut er genug, wenn er das Entstehen einer so beschaffenen Dichtung aus der Eigenart des so beschaffenen Dichters und seiner Umwelt einigermaßen verständlich macht. Hermann Gumbel hat in seinem Beitrag zum Sammelwerk Ermatingers (43—91) sehr viele gute Bemerkungen über die methodischen Gefahren gemacht, vor denen sich die Geschichtsschreiber der dichterischen Persönlichkeit nicht immer gehütet haben. Die alte Anschauung, es handle sich in der Literaturgeschichte um den Dichter und sein Werk, braucht keineswegs zu einer das geschichtliche Leben schematisch zerschneidenden Zweiteilung zu führen, und die hier wartenden Aufgaben lassen sich von mehr als einer Seite in Angriff nehmen; Merker geht z. B. von der gesellschaftlichen Schichtung aus, Nadler von den Stämmen und Landschaften.

Noch mehr verschiedene Wege haben sich die Vertreter der geistesgeschichtlichen Methode in der Literaturgeschichte gesucht — schon weil es fast so viele Auffassungen der Geistesgeschichte wie Philosophien gibt. Einige der wichtigsten Namen sind hier Unger, Walzel (mit seinen älteren Werken), Gundolf, Cysarz, Bertram. Wie man aus ihren Arbeiten ohne weiteres sieht, richten sie ihr Hauptaugenmerk auf den Inhalt, nicht auf die Form, obgleich Unger („Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ IV 188 f., Halle 1926) mit Recht betont, daß die Form ebenfalls in der Geisteshaltung begründet, also geistesgeschichtlich zu erklären ist. Aber auch soweit nur der Inhalt einer Dichtung geistesgeschichtlich untersucht wird, ist der Gegenstand dieser Untersuchung wesentlich von dem jeder andern Wissenschaft verschieden. Denn der Inhalt einer Dichtung ist nicht der rohe, sondern der geformte Stoff, und die Entwicklung dieses gegenständlich vor der betrachtenden Seele schwebenden Gebildes aus dem übrigen Geistesleben zu erklären, ist allein Sache der Literaturgeschichte.

Nur wird man gerade in dieser Gruppe statt wissenschaftlicher Beweise viel kühne und berauschte „Schau“ finden, wie bereits weiter oben dargestellt worden ist. Sogar in ruhiger gehaltenen Darstellungen ist man von der heilsamen und höflichen Sitte, dem Leser durch ganz bestimmte Angaben und durch Quellenbelege die Nachprüfung allgemeiner Behauptungen leicht zu machen, bedauerlich weit abgekommen. Bei einer Schreibweise z. B., wie sie durchweg in dem von Korff-Linden herausgegebenen „Aufrisse“ angewandt wird, kann alles Vertrauen auf die Mitarbeiter dem Leser

nicht die Gewähr ersetzen, die ihm Nennung von Namen und Tatsachen für die Richtigkeit der Urteile über oft sehr weite Zusammenhänge geboten hätte. Und wie gut, ja notwendig wären genaue Nachweise für die Berechtigung einer Charakteristik wie diese bei Bieber (58): „Die romantische Geistigkeit lebt vom Vorgefühl der Ereignisse; ihr Grundzug ist eine Antizipation des Lebens, wie sie auch Goethe für sich und jeden Dichter in Anspruch nahm. Aber im Gegensatz zur Goetheschen Vorausnahme bleibt die romantische in einen bestimmten Kreis von Erlebnismöglichkeiten gebannt, hier versagt ihre Tendenz zur Universalität, es herrscht ein Kanon des Poetischen, Glanzvollen, Schönen, des Geistigen, des erhöhten Gemüts, des Wahren, Echten und Guten und der Empfindung ihres Widerspiels, des Bizarren und Grotesken, wodurch die Romantik weitere seelische Umfassungsmöglichkeit gewinnt als die Klassik, und dem gegenüber verkümmert die Erfahrung, auf die Goethe ebenso großen Wert gelegt hat wie auf die Antizipation.“ Aus solchen Sätzen erfährt man doch eigentlich nur, daß der Verfasser diesen Eindruck erhalten hat, und wieviel reicher ihr Ertrag sein könnte, begreift man erst recht, wenn man sie mit so manchen bis in die Einzelheiten genau belegten Charakteristiken im oben genannten Werke Walzels vergleicht.

Die dritte Gruppe der Methodiker wird von Walzel (in seinen späteren Werken), Brecht, Fritz Strich, Pongs und noch einigen andern vertreten. Ihr Ziel, die Geschichte der dichterischen Form, ist ihnen zwar zuerst durch die Geschichte der bildenden Kunst gezeigt worden, besonders durch Wölfflin und Strzygowski, aber daraus folgt mit nichten, daß eine Formgeschichte der Dichtung auf Arbeitsmethoden beruhen müßte, die der Eigenart des Wortkunstwerkes nicht gerecht werden könnten. Selbstverständlich wird die sprachliche Mitteilung eines Erlebnisses so gut wie z. B. die malerische erst durch die Form, zum Kunstwerk, und wäre die Sprache nicht zugleich Mittel nichtkünstlerischer Gedankenübertragung, so hätte man sich in der Literaturgeschichte wohl schon eher der an sich naheliegenden Aufgabe zugewandt, die Entwicklung der dichterischen Form genau zu untersuchen.

Natürlich handelt es sich dabei nicht bloß um die im engeren Sinne sprachliche Form, also nicht in erster Linie um eine Geschichte der dichterischen Prosa oder des Verses, auch nicht schlechthin um die Entstehung der dichterischen Gattungen, sondern um alles das zusammen und dazu noch um Stoffauffassung, Stoffanordnung, kurz um alles, wodurch der Stoff gestaltet worden, „Inhalt“ geworden ist. Daran hat aber die sprachliche Form im engeren Sinne einen so bedeutenden Anteil, daß man Bedenken tragen wird, der Meinung Merkers (Korff-Linden 70) beizustimmen, die deutsche Literaturgeschichte könne nicht „von den poetischen Leistungen deutscher Menschen absehen, die einer zeitgeschichtlichen Modeirrung folgend, es für angebracht halten, ihre Erlebnisse, Gedanken und Stimmungen mit dem vornehmer scheinenden und biegsameren Mittel der lateinischen Sprache zum Ausdruck zu bringen“. Daß eine deutsche Literaturgeschichte auf die Veranlassung und den Umfang solcher Abkehr von der Muttersprache hinzuweisen hat, ist klar, aber zu einer wissenschaft-

lichen Geschichte dieser lateinischen Dichtung sind Fachkenntnisse der lateinischen Sprache und Literatur in einem Maße erforderlich, das der Vertreter der deutschen Literaturgeschichte fast nie erreichen kann. Zudem würde eine solche Darstellung so viel Raum beanspruchen, daß der klare Überblick über die Entwicklung der deutschen Dichtungsform schwer litte, und wohl auch deshalb ist meines Wissens in keiner deutschen Literaturgeschichte eine gleichwertige Behandlung der vielen lateinischen Dichtungen, die von Deutschen verfaßt sind, zu finden.

Offenbar hat sich jede von den drei vorgeführten Gruppen eine Aufgabe gestellt, deren Lösung für die Literaturgeschichte wesentlich ist, und von Streit brauchte wenigstens auf diesem Punkte keine Rede zu sein, wenn nicht immer wieder bald dieser, bald jener mit dem Anspruch hervorträte, er gehe den besten oder gar den einzig richtigen Weg. Merker („Neuere deutsche Literaturgeschichte“ 2 [Hönn's Wissenschaftliche Forschungsberichte], Gotha 1922, S. 6), Unger („Die Literatur“, Bd. 26, S. 73) und besonders Petersen („Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik“, Leipzig 1926) sind schon lange für die Vereinigung der drei „Methoden“ eingetreten, weil erst durch alle zusammen die Gesamtaufgabe der Literaturgeschichte lösbar werde. Jedenfalls kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Literaturgeschichte, die es echt wissenschaftlich unternimmt, die Entstehung unseres dichterischen Besitzes aus seinen „Ursachen“ zu erklären, ganz von selber auf die dichterische Persönlichkeit als „äußere Ursache“ und auf Inhalt und Form der Dichtung als „innere Ursachen“ geführt wird. Im Vorwort bei Korff-Linden, wo es heißt, deutsche Literaturgeschichte sei „Geschichte des deutschen Menschen als Gegenstand dichterischer Darstellung“ und „Geschichte der dichterischen Kunst als Formung eben dieses Gegenstandes“, wäre also beizufügen, daß sie auch die Geschichte des deutschen Menschen als „Urhebers dichterischer Darstellung“ ist. Klarer werden im Vorwort des „Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte“ von Merker und Stammeler „drei Wurzeln und Elemente der literarischen Erscheinungen“ genannt: „Persönlichkeit, Stoff, Form.“ Das ist alt und kann doch nicht veralten, weil es im Wesen der Sache liegt.

Damit ist sozusagen das Nebeneinander der dichterischen Literatur geschichtsmethodisch erfaßt, noch nicht das Nacheinander. Von vornherein muß wegen der großen Verschiedenheit der dichterischen Begabungen und der allgemeinen Kultureinflüsse angenommen werden, was dann auch die Erfahrung bestätigt, daß die dichterische Form sich nicht immer gerade zu der Zeit wesentlich ändert, wo die Dichter sich Stoffen von wesentlich anderer Art zuwenden. Die Geschichte des Inhalts würde also von sich aus in andere Zeitabschnitte sich gliedern als die Geschichte der Form. Dagegen liegt es auf der Hand, daß weder der Inhalt noch die Form wesentlich anders werden kann, solange die dichterische Persönlichkeit nicht anders wird. Also ist der Wandel der dichterischen Persönlichkeit im Laufe der Jahrhunderte von selber als einheitliches Maß für den zeitlichen Ablauf der Literaturgeschichte gegeben.

Sollen aber Ursprung und Reichweite der treibenden Kräfte dieses Ablaufes richtig erkannt werden, so darf man die Übersichtlichkeit nicht durch eine von außen hereingetragene Teilung erreichen wollen, sondern man muß den Ablauf da teilen, wo er sich selber teilt: wo eine der aufeinanderfolgenden Triebkräfte der Entwicklung erlahmt und eine neue Kraft die Führung anzustreben beginnt. So erhält man zunächst eine große Zahl in sich gleichartiger Gruppen von dichterischen Persönlichkeiten, und durch Vergleichung ergibt sich dann immer die Möglichkeit, mehrere aufeinanderfolgende Gruppen zu einer größeren Einheit zusammenzuschließen, wodurch zuletzt die Gesamtentwicklung klar und lebensvoll sichtbar wird: wenige kleine Teile wachsen zu einem großen, wenige große zum Ganzen, und das Wachstum selber teilt und eint.

Leider werden so naheliegende Forderungen selten erfüllt. Merker zählt in dem von ihm und Stammer herausgegebenen „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“ (II 468 f.) eine ganze Reihe von Mißständen der üblichen Periodisierung auf. Bei Korff-Linden hat die Verteilung des Stoffes auf zehn Mitarbeiter dazu geführt, daß zehn Abschnitte, wohl einzeln verbunden, aber nicht zu Gruppen vereinigt, nebeneinander stehen. Wessen Blick vermag aber zehn Teile als ein Ganzes zu umspannen? Gar nicht wenige neuere Darstellungen geben sogar noch zu der erstaunten Frage Anlaß, die Brunetière 1897 in der Vorrede zu seinem „Manuel de l'histoire de la littérature française“ stellte: „Warum soll in der Literaturgeschichte mit dem Anbruch eines Jahrhunderts oder der Thronbesteigung eines Fürsten ein neuer Abschnitt beginnen, wo es doch keinem einfällt, die Geschichte der Physik oder der Chemie so zu zerlegen?“

Besonders starke Aufmerksamkeit wecken die seit Jahrzehnten immer wieder unternommenen Versuche einer Teilung nach Generationen. Der Berliner Germanist Julius Petersen, der zum Sammelwerk Ermatingers (130—187) einen gründlichen Aufsatz über die „Literarischen Generationen“ beigesteuert hat, behauptet geradezu, die Literaturwissenschaft sei „in Darstellung des geschichtlichen Verlaufs schlechterdings an die Generationsfolge gebunden“; es bleibe ihr „kaum eine andere Möglichkeit des Gesamtüberblicks als die Gruppierung nach zeitlichen Gemeinschaften“ (130). Der zweite Teil dieses Satzes ist sehr richtig und durchaus nicht überflüssig, denn wer z. B. bei Bieber mehr als 400 Seiten unter die fünf Gegensätze: „Zeitgeist und Volksgeist“, „Individuum und Gesellschaft“, „Anschauung und Stimmung“, „Gedanke und Tat“, „Form und Wesen“, aufgeteilt sieht, wird durch diese nicht zeitliche Gruppierung wohl kaum einen klaren Blick in den geistesgeschichtlichen Aufbau des halben Jahrhunderts gewinnen, das Bieber darstellen will.

Aber hier kommt es mehr auf die Behauptung Petersens an, die zeitliche Gruppierung sei „schlechterdings an die Generationsfolge gebunden“. Wie lang oder kurz nach den verschiedenen Theorien eine Generation auch sein mag, auf jeden Fall muß noch eine größere, mehrere Generationen umschließende Einheit gefunden werden oder die Menge der Teile macht den „Gesamtüberblick“, z. B. über die Geschichte der deutschen Literatur, zu einem bloßen Worte. Und wenn nicht auch die „Generation“ zum bloßen

Worte werden, wenn sie einen wesentlichen Zusammenhang mit dem Sinken der Alten und dem Steigen der Jungen behalten soll, muß man doch fragen, ob denn immer oder fast immer, sowohl jetzt wie in früheren Jahrhunderten, mit einer neuen Dichtergeneration eine bedeutsame Wandlung des Inhalts und der Form dichterischer Werke eintritt. Und auch die Bemerkung, mit der Nadler den „Zeitstil“ angreift, daß nämlich „in Deutschland niemals an einem bestimmten Stichtage allerorten die gleiche ‚geistige Zeit‘ war“, kann man mit vielleicht noch größerem Rechte gegen die „Generationen“ kehren: an keinem Tage läßt sich feststellen, in welcher Generation die deutsche Literaturgeschichte steht, denn jedes Jahr werden einige Dichter geboren, und es gibt keinen Grund, die Generationenzählung eher in diesem als in irgend einem andern Jahre zu beginnen. So aufschlußreich die Beachtung des Generationswechsels für die Erkenntnis literarischer Wandlungen oft ist, zur Aufteilung des festen Zeitraums der literarischen Entwicklung ist ein so fließendes Maß von sich aus nicht geeignet.

Petersen selber gesteht denn auch, daß „das Generationsgebilde weder als ein regelmäßiges Zeitmaß, das in durchschnittlicher Wirkungskdauer des einzelnen gegeben ist, gelten kann, noch als eine durch Geburt bestimmte Gleichheit, sondern als ein Einssein durch Schicksalsgemeinschaft, die eine Gleichheit der Erfahrungen und Ziele in sich schließt“ (182). „Die Gleichzeitigkeit des Geburtsalters ist bedeutungslos, wenn die Reichweite der generationsbildenden Erlebnisse nicht weit genug ist, um die Gleichaltrigen zu erfassen“ (185). Warum soll man denn eine „Schicksalsgemeinschaft, die eine Gleichheit der Erfahrungen und Ziele in sich schließt“, der aber Gleichheit des Alters so unwesentlich ist, überhaupt noch „Generation“ nennen?

Wo jahrelang so hartnäckig um alle Grundfragen einer Wissenschaft gestritten wird, ist nicht zu erwarten, daß außerwissenschaftliche Gesichtspunkte ganz aus dem Spiele bleiben. Ich will nur die anführen, die Schultz in seiner Schrift offen kennzeichnet. „Es ist richtig“, sagt er (27), „daß das Freiseinwollen vom Drucke philologischer Methode und allem damit verbundenen Zwange und Verantwortlichkeitsgefühl das durchgehende und tiefer liegende sittliche, nicht wissenschaftstheoretische Motiv der verschiedenen neueren Richtungen unserer Wissenschaft ist.“ Allenthalben gebe man zu, „daß heute Menschen mit umfassenden Kenntnissen selten werden, daß die Gedächtnisfähigkeit erlahmt“, kein Wunder also, daß man sich lieber auf freies „Deuten“ verlege (87). Daneben zeige sich eine snobbistische Modesucht „in der Anwendung eines Stiles, der geistig, tief und neu sein soll und doch nur eine Fähigkeit bezeugt, sich je nach der Konjunktur so oder so umzustellen“ (126). Da eine Zeit lang auch die Studenten mehr nach Weltanschauung als nach genauer Wissensüberlieferung zu verlangen schienen (121), fühlte man bald, daß man, um gelten und wirken zu können, sich einer Richtung einordnen und nur ja nicht gegen den Strom schwimmen müsse (58).

Mit diesen Rügen will Schultz weder die häufige Entartung der alten Forschergründlichkeit zu verknöcherter und lebensfremder Enge noch das echt wissenschaftliche Arbeiten vieler Vertreter der neuen Richtungen bestreiten. Er ist überhaupt kein eigensinniger Gegner der Neuen, er will

sich mit ihnen verständigen und gemeinsam mit ihnen seiner geliebten Wissenschaft eine bessere Zukunft anbahnen helfen. Er ist glücklich, als akademischer Lehrer von der Dichtung gründlich und ergriffen zugleich sprechen zu dürfen, weil er glaubt, daß in dieser Tätigkeit „die Krönung aller geisteswissenschaftlichen und kunstwissenschaftlichen Bemühungen gefunden werden kann“ (143). Solche Gesinnung ist auch dann eine Gewähr für gediegene Leistungen, wenn die methodischen Fragen noch auf lange Jahre hinaus verschieden beantwortet werden.

Die Wünschelrute

Von Adolf Steichen S. J.

Der Gebrauch der Wünschelrute ist sehr alt. Schon im Nibelungenlied wird sie bei Beschreibung des Nibelungenhortes erwähnt:

„der wunsch lac dar under, von golde ein rüetelîn,
der daz het erkunnet, der möhte meister sîn
wol in al der werlte über islîchen man.“

Auch die Dichter des 13. Jahrhunderts singen von einer „wunsciligerta“. Die gegabelte Wünschelrute, die auch heute wieder gebraucht wird, spielte in der Praxis des deutschen Bergbaues vom 15. bis ins 17. Jahrhundert eine große Rolle. Die Bergleute bedienten sich ihrer zum Aufsuchen von Erzgängen. Zum Auffinden von unterirdischem Wasser scheint sie erst später in Gebrauch gekommen zu sein. Dem Geiste der Zeit entsprechend war allerlei Aberglauben mit ihr verbunden.

In unsern Tagen hat man das Problem der Wünschelrute unter Ablehnung des Okkultismus wieder in Angriff genommen. Im Jahre 1911 wurde in Deutschland der „Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage, e. V.“ gegründet. Leiter des Verbandes ist Rudolf Freiherr v. Maltzahn. Angesehene Naturforscher, Physiker, Geologen, Physiologen und Psychologen haben dem Problem ihre Aufmerksamkeit ernstlich zugewandt. Die ganze Frage ist noch nicht geklärt und bietet mancherlei Schwierigkeiten. Das kann jedoch kein Grund sein, die Wünschelrute in Bausch und Bogen zu verwerfen. Die Natur ist ungemein reich und vielgestaltig. Der forschende menschliche Geist ist beschränkt und langsam. Die Zeiten liegen hinter uns, hoffentlich für immer, wo man einen Vorgang kurzerhand leugnen zu dürfen glaubte, wenn man sich kein mechanisches Bild von ihm entwerfen konnte, oder wenn er sich nicht in die gerade herrschenden Ansichten einfügen wollte. Noch in unsern Tagen hat die Natur uns große Überraschungen gebracht. Aus dem Weltenraum kommt eine sehr durchdringende, kurzwellige Strahlung zu uns, die Höhenstrahlung. Tag und Nacht trifft und durchdringt sie unsern Körper. Woher kommt sie? Was ist ihre Quelle? Wir wissen es nicht. Lebende Gewebe senden ständig Strahlung aus. Man nennt diese Strahlung Gurwitsch-Strahlung oder auch „mitogenetische“ Strahlung. Erst hat man ihre Existenz geleugnet. Aber in allerletzter Zeit hat Privatdozent Dr. B. Rajewski, Assistent von Professor Dessauer im Institut für physikalische Grundlagen der Medizin